



1920-10-14

## Die zehn Gebote Tirols

Alice Schalek

Follow this and additional works at: [https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf\\_essay](https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay)



Part of the [German Literature Commons](#)

Digital Archive Source:

<http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=19201014&seite=1&zoom=33>

---

### BYU ScholarsArchive Citation

Schalek, Alice, "Die zehn Gebote Tirols" (1920). *Essays*. 1126.

[https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf\\_essay/1126](https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay/1126)

This Article is brought to you for free and open access by the Nonfiction at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Essays by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact [scholarsarchive@byu.edu](mailto:scholarsarchive@byu.edu), [ellen\\_amatangelo@byu.edu](mailto:ellen_amatangelo@byu.edu).

## **Die zehn Gebote Tirols.**

Von **Alice Schalek.**

(Schluß.)

Die Zehn Gebote Tirols und die vom Berge Sinai haben eigentlich nur das eine gemein, daß sie durchaus nicht immer befolgt werden. In Tirol werden nur zwei Dinge wirklich ernst genommen und sind die Zeit und das Brot. Die Sommerzeit wollen die Tiroler unter keinen Umständen und sie haben sie kurzerhand abgeschafft. Daß es aber nicht aus Unbotmäßigkeit und aus dem Wunsch nach Auftrumpfen geschah, begreift man sehr bald, wenn man unter Bauern lebt. Wenn nicht beim Höchststand der Sonne Mittag sein soll und nicht Abend bei Sonnenuntergang, gibts einen Riß durch das ganze ländliche Leben. Der Städter kann die Natur viel eher vergewaltigen und seine Uhr mit einem Ruck um eine Stunde vorausrichten, der Bauer aber, der meist gar keine Uhr bei sich trägt, vermag seinen nach dem Sonnenlauf bestimmten Tag nicht so leicht zu verschieben. In Tirol gabs also im Sommer drei Zeiten: die Sommerzeit für die Staatsbahn und die Postämter, die mitteleuropäische für die Lokalbahnen und die Ortszeit für den Kirchturm. Man hat sich aber so herrlich daran gewöhnt, alles als Schickung hinzunehmen, daß es einem auf dieses neue Wirrsal mehr gar nicht ankam.

Die Brotsorge ist viel schwieriger. Wer sich daheim abgemeldet hat, bekommt hier wöchentlich seinen Laib, allerdings für 19 Kronen, wobei die Einheimischen aber nicht fragen, ob dies etwa die Fremden „errege“. Den anderen muß von daheim ihr Brot nachgeschickt werden oder sie bekommen gar keines, das heißt auf österreichisch: sie müssen für jede Schnitte 1 Krone 20 Heller bezahlen. Mit Brotgetreide ist es in den Tiroler Bergen überhaupt schlecht bestellt, im Stubaital gibt es im ganzen drei Bauern, die als Selbstversorger gelten, nur Fleisch, Milch, Licht und namentlich Holz ist genügend vorhanden. Uns erscheint ja auch das schon paradiesisch, insbesondere der Holzreichtum, der vor jeder noch so kleinen Hütte aufgestapelt ist, und fast noch mehr imponiert uns, daß auch nicht ein Scheit davon gestohlen wird. Es beweist ja noch nicht viel, wenn es jemandem besser geht als uns, aber auf der Stufenleiter der Ehrlichkeit wird auch die kleinste Besserstellung sofort vermerkt; uns als Symbol für die steigende Wohlfahrt Tirols kann auch gelten, daß man dort wieder wie einst im Gasthof die Stiefel zum Putzen vor die Tür stellt. Angesichts der ungeheuren Holzarbeit in den Wäldern aber macht die Erinnerung an das sechste Gebot (Schone den Wald!) uns wahrlich lachen.

Am schwierigsten ist es, das erste Gebot: Du sollst nicht hamstern! Zu übertreten. Fast jeder Versuch scheitert an der Starrsinnigkeit der Bauern, die entweder zu arm oder zu reich sind, um von

ihren Vorräten etwas herzugeben. Im ersteren Falle, zum Beispiel im Stubaital, haben sie selbst nichts, und im letzteren, zum Beispiel im Zillertal, essen sie selbst alles auf. Für Geld allein ist nirgends etwas zu bekommen, ab und zu kriegt man ein Stück Butter für Tabak, am ehesten aber noch für Brot, was ein trauriges Symptom für ein Bauernland ist. Sonst aber heißt's allerorten: „Was ma ham, brauch ma sölba!“ Eine junge Bäuerin sagte sogar: „I hon nur mehr a Kilo und mit dem muaß i noch zwoa Täge auskemma!“ Das fassungslose Staunen der Wienerin, die mit einem Kilo Butter – wenn sie je soviel auf einmal beisammen hat – ebensoviel Monate auskommen muß, beantwortete sie mit einem sehr bestimmten: „Mir arbetn aber decht a woas.“

Irgendwie schlummert ja in diesen übrigens ziemlich unaggressiven Gemütern die Vorstellung, daß die Wiener nichts arbeiten und daher auch weniger zu essen brauchen als rechtschaffene Tagwerker. Aber wahr ist es schon, daß die Tiroler Bauern sich ordentlich plagen müssen, um aus dem Mageren Boden in so bergigem Gelände etwas herauszuschinden. Einer erzählt mir, daß er in jedem Frühling den im Winter Abgerutschten Humus seines abschüssigen Ackers buchstäblich mit den Händen wieder hinauftragen müssen. Und dann reicht's knapp für den Hausbrauch; von aufgeputzten, führnehm gewordenen ländlichen Kriegsgewinnerinnen, die nur Klaviere und Lorgnons kaufen und gar nicht genug Strümpfe für die gehamsterten Tausender haben, ist in den Bergtälern Tirols nichts zu sehen; Strümpfe besitzen dort überhaupt die wenigsten Einwohner, die meisten Dirndl und alle Kinder laufen barfuß herum und die Einrichtung der Häuser – übrigens fast überall die gleiche – ist von entwaffnender Ärmlichkeit. In manchen Dörfern gibt's sogar eine amerikanische Ausspeisung, zum Beispiel in Fulpmes, wo die alte Schmiede-Industrie viele Arbeiter beschäftigt, die keinen eigenen Grund und Boden haben.

Wandert man durch die Täler, so scheint es aber doch, als sei der Krieg fast vergessen. Die Gefallenen sind tot und verschmerzt, das Vieh wächst nach, das Werkzeug wird erneuert und ergänzt und es ist ausschließlich wieder das eigene Leben, das die Bauern interessiert und in Anspruch nimmt. Auf die überwältigende Ablenkung durch die aufregenden Ereignisse der Kriegsjahre folgt nun eine Periode der tiefsten Gleichgültigkeit nach außen, aus der sie weder „das rote Wien“ noch „der verlorene Süden“ aufzurütteln vermag. Vom Krieg in jeder Form haben sie genug. Andreas Hofer war noch nie so tot wie eben jetzt und noch nie hat ein Krieg ein Volk so friedliebend gemacht, wie der eben beendete die Tiroler.

Die Zeitungen halten ab er den Gedanken an Deutschsüdtirol aufrecht, insbesondere ein neugegründetes Blatt, das so viele Freiexemplare in alle Täler schickt, daß die geschäftige Fama ihm ein Tagesdefizit von ungefähr 10.000 Kronen nachrechnet. Und sie nennt als den einzigen großzügigen

Goldonkel, der sich heutzutage so was leisten kann, den Tausendsassa der deutschen Schwerindustrie Herrn Stinnes. Ab und zu hört man aber trotz aller Absperrung auch mündlich vom deutschen Süden, wenn man etwa auf den Bergen einem heimwehkranken Pfarrer begegnet, der „aus dem Italienischen“ ins Deutsche auf Urlaub kommt, um hier „frei zu atmen“. Der berichtet dann, wie klug die Italiener vorgingen, nicht so tölpisch wie andere Sieger, die auch bisher laue Deutsche durch kindische Quälereien radikal machen; in Bozen und in Meran dürfe jeder so deutsch sein wie er wolle, Fahnenweihen, Bundesfeste, Andreas Hofer-Feiern mitmachen, so oft es ihn freue. Schikanen gebe es fast gar nicht, Nahrungsmittel dagegen in Hülle und Fülle: nur ausgekauft werde das Deutschtum, leise und unauffällig, aber rasch, beängstigend rasch, und angestellt werde niemand, der nicht Italienisch spreche, so daß die Deutschen zum Auswandern gezwungen werden. Und sollte einst wirklich ein gerechtes, großmütiges Italien einem befreundeten Deutschland die Volksabstimmung anbieten, so werde für eine unanfechtbare italienische Majorität richtig vorgesorgt sein.

Doch was immer für politische Nachrichten kommen, von Montag bis Samstag leiht ihnen der Tiroler kein Ohr. Nur des Samstags Abend und am Sonntag wird er am Stammtisch lebendig. In jedem Dorf, in jedem Wirtshause wird jetzt in Tirol die letzte Nacht der Woche durchgetrunken, musiziert und getanzt, am Sonntag nachmittag obendrein geschuhplattelt und Theater gespielt, als sollte alles in dieser unfreiwilligen Pause an Lustbarkeit Versäumte nachgeholt und die Unseligkeit der Kriegsfolgen im Wein ersäuft werden. Die zehn Gebote gelten zwar ausschließlich für die Fremden, aber für das zweite, das Mäßigkeit auch im Trank fordert, gibt der Mordspektakel, der allsamstäglich in den Straßen wiederhallt, ein gar schlechtes Beispiel. Das Geld dafür rollt über die aus Italien herüberführenden Gebirgspässe, über die fleißig Vieh hinausgeschmuggelt wird, ins Land herein; und zwar so reichlich, daß fast jeder Bursche sich den Wein literweise leisten kann. Im Zillertal bemüht sich ein Zithervirtuose aus Innsbruck, Herr Kittel, dem Lärm wenigstens musikalische Formen zu verleihen. Abend für Abend hindurch unterrichtet er dort die Burschen im Chorgesange und so erstaunliche Erfolge hat er bei diesem musikalischen Menschenschlag zu verzeichnen, daß schon der Plan aufgetaucht ist, mit einem Bauerndoppelquartett eine Runde durch Deutschland zu machen und dort von Tirol zu singen und zu sagen. Der Wirt des größten Gasthofs von Mayrhofen, Herr Dengg, hat sechs stimmbegabte Brüder, die alle mitmachen wollen, und insbesondere der Bariton des Jüngsten ist schon im ganzen „Landl“ berühmt. Frau Musika muß sich aber mit Wein, Weib und Tabak gemein machen und die Wirtin sagt lieber gleich jedem Gast, daß sie für Ruhe an Samstagen und Sonntagen nicht gutstehen könne. Wenn trotzdem ein gar zu schlafbedürftiger Ankömmling sich zum Fenster herab über die nächtliche

Ruhestörung beschwert, schallt's prompt zum Fenster hinauf: „Mir san Bolschewisten, mir ham d'Ruah abg'schafft“, welche Vorstellung vom Bolchewismus wohl ein wenig zu gemütlich ist.

Aber hat es denn je in einem Tiroler Dorf „Ruhe“ gegeben? War die Ruhe, die der erschöpfte Städter für seine Nerven suchte, nicht immer unauffindbar? Jeder bis nach Mitternacht drahende Nachbar, jeder bei Morgengrauen abmarschierende Tourist störte jeden Bewohner in den dünnegebauten, geräuschkundurchlässigen Häusern: überall krächten Hähne ihre allmorgendliche Ansicht über das Wetter in die Weite hinaus, Kinder übten ihre Kehle beim Indianerspiel ein, Nachbarinnen schrien sich ihre Tageserlebnisse von Fenster zu Fenster zu. Bäume, die zersägt, Schweine, die geschlachtet, Fässer, die auf- und abgeladen werden, Türen, die quietschen, Wetterfahnen, die knarren, Mäher, die ihre Senfen dengeln, und Drescher, die ihre Flegeln schwingen, Hunde, die heulen, und *last but not least*, Glocken, die zu jeder Tages und Nachtzeit läuten, hat es immer gegeben, und stets ist man am Ende des Urlaubs zu derselben Erkenntnis gekommen: wahre Ruhe fand man nur im eigenen Heim und die Nerven erholt man erst nach der Rückkehr von der Erholung.

Nur die Glocken läuten jetzt weniger als früher, weil der Krieg ihrer so viele von den Türmen geholt hat. Die Pfarrer können aber diese Stille in der Luft nicht ertragen und sehnen sich nach ihren Glocken wie die Dirndl nach ihren Liebsten und wie die schönen Frauen nach Perlenschnüren. Insbesondere der Hochwürden vom Zillertal, den litt's nun einmal nicht länger und so wanderte er unermüdlich sammelnd von Gehöft zu Gehöft, was in dem weithingedehten breiten Tal mit seinen unzähligen Anwesen und Almen wahrlich keine Kleinigkeit war. Die reichen Bauern wurden tüchtig geschröpft, die ärmeren sanfter, zu einem kleinen Scherflein aber doch auch die Allerärmsten gebracht. Und als nur mehr 30.000 K. zum Kaufpreis fehlten – die nahm er auf die leichte Achsel! – ließ der Pfarrer die Glocken kommen, geradewegs vom Böhler-Werke her, schön, groß, edel in der Form wie einst, nur statt im goldigen Bronzeglanz im schlichten Grau des Stahls.

Nun stehen sie ihrer zwei am Sonntag blumenbekränzt unter der Kirche von Mayrhofen, vom Abt in langer, heiliger Zeremonie geweiht. Langsam erheben sie sich dann in die Luft, in atembeklemmender symbolischer Feierlichkeit. Nur wer vom Mond käme, begriffe nicht, warum der Anblick der hinaufschwebenden Glocken die unten gaffende Menge so erschüttern: ist es doch fast nie das Ereignis selbst, das uns ergreift, sondern die Kette der Begebenheiten, die zu ihm führen. Zwischen dem Herablassen der alten und dem Hinaufhissen der neuen Glocken: welch eine Zeit!

Neben mir steht ein Invalide. Sein rechtes Bein ist verkürzt und er kam nur mit Schuhspitze den Boden berühren, dennoch trägt er Touristengewand, Rucksack und Pickel und am Hut steckt ihm ein Edelweiß. Welch eine Bergleidenschaft muß der Krieg hier zerbrochen haben! „Wozu haben wir die Krot‘ eigentlich g’fressen?“ brummt er vor sich hin, als endlich die Glocken hoch oben im Turmfenster verschwinden, „wenn’s zu nichts anderem gut war, als daß wir statt bronzener stählerne Glocken haben?“

Sie läuten schon am selben Abend, sie läuten nachts, morgens und nachmittags, schlafen lassen sie weder Fromme noch Heiden. Sie freuen sich ihres Daseins etwas zu viel, denn so schön klingen sie nicht, daß man sich nicht bald an ihnen satthörte. Fahl, musiklos, stahlfarben, wie ihr Äußeres, ist auch ihr Ton. Armes Österreich, das man nicht einmal mehr seinen Gott durch Wohlklang zu seinen Gunsten stimmen kann und das schließlich zufrieden sein muß, wenn das erste Geläute seiner neuen Glocken – klinge es auch noch so armselig – nur auch wirklich Frieden bedeutet.

Die zehn Gebote Tirols und die vom Berge Sinai haben eigentlich nur das eine gemein, daß sie durchaus nicht immer befolgt werden. In Tirol werden nur zwei Dinge wirklich ernst genommen und das sind die Zeit und das Brot. Die Sommerzeit wollen die Tiroler unter keinen Umständen und sie haben sie kurzerhand abgeschafft. Daß es aber nicht aus Unbotmäßigkeit und aus dem Wunsch nach Auftrumpfen geschah, begreift man sehr bald, wenn man unter Bauern lebt. Wenn nicht beim Höchststand der Sonne Mittag sein soll und nicht Abend bei Sonnenuntergang, gibts einen Riß durch das ganze ländliche Leben. Der Städter kann die Natur viel eher vergewaltigen und seine Uhr mit einem Ruck um eine Stunde vorauerrichten, der Bauer aber, der meist gar keine Uhr bei sich trägt, vermag seinen nach dem Sonnenlauf bestimmten Tag nicht so leicht zu verschieben. In Tirol gab's also im Sommer drei Zeiten: die Sommerzeit für die Staatsbahn und die Postämter, die mitteleuropäische für die Lokalbahnen und die Ortszeit für den Kirchturm. Man hat sich aber so herrlich daran gewöhnt, alles als Schickung hinzunehmen, daß es einem auf dieses neue Wirrsal mehr gar nicht ankam.

Die Brotfrage ist viel schwieriger. Wer sich dabei abgemeldet hat, bekommt hier wörtlich seinen Laib, allerdings für 19 Kronen, wobei die Einheimischen aber nicht fragen, ob dies etwa die Fremden „errege“. Den anderen muß von daheim ihr Brot nachgeschickt werden oder sie bekommen gar keines, das heißt auf österreichisch: sie müssen für jede Schütte 1 Krone 20 Heller bezahlen. Mit Brotgetreide ist es in den Tiroler Bergen überhaupt schlecht bestellt, im Stubaital gibt es im ganzen drei Bauern, die als Selbstversorger gelten, nur Fleisch, Milch, Licht und namentlich Holz ist genügend vorhanden. Uns erscheint ja auch das schon paradiesisch, insbesondere der Holzreichtum, der vor jeder noch so kleinen Hütte aufgestapelt ist, und fast noch mehr imponiert uns, daß auch nicht ein Scheit davon gestohlen wird. Es beweist ja noch nicht viel, wenn es jemand besser geht als uns, aber auf der Stufenleiter der Ehrlichkeit wird auch die kleinste Besserstellung sofort vermerkt; und als Symbol für die steigende Wohlfahrt Tirols kann auch gelten, daß man dort wieder wie einst im Gasthof die Stiege zum Puzen vor die Tür stellt. Angesichts der ungeheuren Holzarbeit in den Wäldern aber macht die Erinnerung an das sechste Gebot (Schone den Wald!) uns wahrlich lachen.

Am schwierigsten ist es, das erste Gebot: Du sollst nicht hamstern! zu übertreten. Fast jeder Versuch scheidet an der Starrsinnigkeit der Bauern, die entweder zu arm oder zu reich sind, um von ihren Vorräten etwas herzugeben. Im ersteren Falle, zum Beispiel im Stubaital, haben sie selbst nichts, und im letzteren, zum Beispiel im Zillertal, essen sie selbst alles auf. Für Geld allein ist nirgends etwas zu bekommen, ab und zu kriegt man ein Stück Butter für Tabak, am ehesten noch für Brot, was ein trauriges Symptom für ein Bauernland ist. Sonst aber heißt's allerorten: „Was ma ham, brauch ma söba!“ Eine junge Bäuerin sagte sogar: „I hon nur mehr a Kilo und mit dem muas i no zwoa Tag auskemma!“ Das fassungslose Staunen der Wienerin, die mit einem Kilo Butter — wenn sie je soviel auf einmal beis-

sammen hat — ebensoviel Monate auskommen muß, beantwortete sie mit einem sehr bestimmten: „Mir arbetn aber derht a was.“

Irgendwie schlummert in diesen übrigens ziemlich unaggressiven Gemütern die Vorstellung, daß die Wiener nichts arbeiten und daher auch weniger zu essen brauchen als rechtschaffene Tagwerker. Aber wahr ist es schon, daß die Tiroler Bauern sich ordentlich plagen müssen, um aus dem mageren Boden in so bergigem Gelände etwas herauszuschinden. Einer erzählt mir, daß er in jedem Frühling den im Winter abgerutschten Humus seines abschüssigen Ackers buchstäblich mit den Händen wieder hinauftragen müsse. Und dann reicht's knapp für den Hausbrauch; von aufgezählten, führnehm gewordenen ländlichen Kriegsgewinnerinnen, die nur Klaviere und Organs kaufen und gar nicht genug Strümpfe für die gehamsterten Tausender haben, ist in den Bergtälern Tirols nichts zu sehen; Strümpfe besitzen dort überhaupt die wenigsten Einwohner, die meisten Dirndl und alle Kinder laufen barfuß herum und die Einrichtung der Häuser — übrigens fast überall die gleiche — ist von entwaffnender Nüchternheit. In manchen Dörfern gibt's sogar eine amerikanische Ausspeisung, zum Beispiel in Sulzries, wo die alte Schmiede-Industrie viele Arbeiter beschäftigt, die keinen eigenen Grund und Boden haben.

Wandert man durch die Täler, so scheint es aber doch, als sei der Krieg fast vergessen. Die Gefallenen sind tot und verachtet, das Vieh wächst nach, das Werkzeug wird erneuert und ergänzt und es ist ausschließlich wieder das eigene Leben, das die Bauern interessiert und in Anspruch nimmt. Auf die überwältigende Ablenkung durch die aufregenden Ereignisse der Kriegsjahre folgt nun eine Periode der tiefsten Gleichgültigkeit nach außen, aus der sie weder „das rote Wien“ noch „der verlorene Süden“ aufzurütteln vermag. Vom Krieg in jeder Form haben sie genug. Andreas Hofer war noch nie so tot wie eben jetzt und noch nie hat ein Krieg ein Volk so friedliebend gemacht, wie der eben beendete die Tiroler.

Die Zeitungen halten aber den Gedanken an Deutsch-Italiens Tirol aufrecht, insbesondere ein neugegründetes Blatt, das so viele Freieremplare in alle Täler schickt, daß die geschäftige Fama ihm ein Tagesdefizit von ungefähr 10.000 Kronen nachrechnet. Und sie nennt als den einzigen großzügigen Goldonkel, der sich heutzutage so was leisten kann, den Tausendfassa der deutschen Schwerindustrie Herrn Stinnes. Ab und zu hört man aber trotz aller Absperrung auch mündlich vom deutschen Süden, wenn man etwa auf den Bergen einem heimwehkranken Pfarrer begegnet, der „aus dem Italienschen“ ins Deutsche auf Urlaub kommt, um hier „frei zu atmen“. Der berichtet dann, wie klug die Italiener vorgingen, nicht so tölpisch wie andere Sieger, die auch bisher laue Deutsche durch kindische Quälereien radikal machen; in Bozen und in Meran dürfe jeder so deutsch sein wie er wolle, Fahnenweihen, Bundesfeste, Andreas Hofer-Feiern mitmachen, so oft es ihn freue. Schikanen gebe es fast gar nicht, Nahrungsmittel dagegen in Hülle und Fülle: nur ausgekauft werde das Deutschum, laise und unauffällig, aber rasch, brängstigend rasch, und angestellt werde niemand, der nicht Italiensisch spreche, so daß die Deutschen zum Auswandern gezwungen werden. Und sollte einst wirklich ein gerechtes, großmütiges Italien einem besondern Deutschland die Volksabstimmung anbieten, so werde für eine unanfechtbare italienische Majorität richtig vorgesorgt sein.

Doch was immer für politische Nachrichten kommen, von Montag bis Samstag leibt ihnen der Tiroler kein Ohr. Nur des Samstags abend und am Sonntag wird er am Stammtisch lebendig. In jedem Dorf, in jedem Wirtschafte wird jetzt in Tirol die letzte Nacht der Woche durchgetrunken, mußiert und gefaszt, am Sonntag nachmittag obendrein geschupplattelt und Theater gespielt, als sollte alles in dieser unfreiwilligen Pause an Lustbarkeit Versäumte nachgeholt und die Anseligkeit der Kriegsfolgen im Wein ersäufert werden. Die zehn Gebote gelten zwar ausschließlich für die Fremden, aber für das zweite, das Mäßigkeit auch im Trank fordert, gibt der Mordspektakel, der allsamstäglich in den Straßen wiederhallt, ein gar schlechtes Beispiel. Das Geld dafür rollt über die aus Italien herüberführenden Gebirgspässe, über die fleißig Vieh hinausgeschmuggelt wird, ins Land herein; und zwar so reichlich, daß fast jeder Bursche sich ein Zithervirtuose aus Innsbruck, Herr Mittel, dem **Särm wenigstens musikalische Formen zu verleihen, Abend**

für Abend hindurch unterrichtet er dort die Burschen im Chorgeänge und so erstaunliche Erfolge hat er bei diesem musikalischen Menschenschlag zu verzeichnen, daß schon der Plan aufgetaucht ist, mit einem Bauernoppelquartett eine Runde durch Deutschland zu machen und dort von Tirol zu singen und zu sagen. Der Wirt des größten Gasthofs von Mayrhofen, Herr Dengg, hat sechs stimmbegabte Brüder, die alle mitmachen wollen, und insbesondere der Bariton des Jüngsten ist schon im ganzen „Landl“ berühmt. Frau Musica muß sich aber mit Wein, Weiß und Tabak freuen machen und die Wirtin jagt lieber gleich jedem Gast, daß sie für Ruhe an Samstagen und Sonntagen nicht gutstehen könne. Wenn trotzdem eingar zu schlafbedürftiger Ankömmling sich zum Fenster herab über die nächtliche Ruhestörung beschwert, schallt's prompt zum Fenster hinauf: „Mir san Bolschewisten, mir ham d'Nuach abgeschafft“, welche Vorstellung vom Bolschewismus wohl ein wenig zu gemächlich ist.

Aber hat es denn je in einem Tiroler Dorf „Ruhe“ gegeben? War die Ruhe, die der erschöpfte Städter für seine Nerven sucht, nicht immer unauffindbar? Jeder bis nach Mitternacht dröhende Nachbar, jeder bei Morgengrauen abmarschierende Tourist störte jeden Bewohner in den dünngebauten, geräuschdurchlässigen Häusern: überall krächten Hähne ihre allmorgendliche Ansicht über das Wetter in die Weite hinaus, Kinder übten ihre Rehle beim Indianerspiel ein, Nachbarinnen schrien sich ihre Tageserlebnisse von Fenster zu Fenster zu. Bäume, die zersägt, Schweine, die geschlachtet, Fässer, die auf- und abgeladen werden, Türen, die quitielen, Wetterfahnen, die knarren, Mäher, die ihre Sensen dengeln, und Drescher, die ihre Flegeln schwingen, Hunde, die heulen, und, last but not least, Glocken, die zu jeder Tages- und Nachtzeit läuten, hat es immer gegeben, und stets ist man am Ende des Urlaubs zu derselben Erkenntnis gekommen: wahre Ruhe fand man nur im eigenen Heim und die Nerven erholt man erst nach der Rückkehr von der Erholung.

Nur die Glocken läuten jetzt weniger als früher, weil der Krieg ihrer so viele von den Türmen geholt hat. Die Pfarrer können aber diese Stille in der Luft nicht ertragen und sehnen sich nach ihren Glocken wie die Dirndl nach ihren Liebsten und wie die schönen Frauen nach Verlebenskneuren. Insbesondere der Hochwürden vom Zillertal, den liß's nun einmal nicht länger und so wanderte er unermüdet sammelnd von Gehöft zu Gehöft, was in dem weithingedehnten breiten Tal mit seinen unzähligen Anwesen und Almen wahrlich keine Kleinigkeit war. Die reichen Bauern wurden tüchtig geschöpft, die ärmeren sanfter, zu einem kleinen Scherflein aber doch auch die Allerärmsten gebracht. Und als nur mehr 30.000 K. zum Kaufpreis fehlten — die nahm er auf die leichte Achsel! — ließ der Pfarrer die Glocken kommen, geradewegs vom Böhler-Werke her, schön, groß, edel in der Form wie einst, nur statt im goldigen Bronzeglanz im schlichten Grau des Stahls.

Nun stehen sie ihrer zwei am Sonntag blumenbekränzt unter der Kirche von Mayrhofen, vom Alt in lauger, heiliger Zeremonie geweiht. Langsam erheben sie sich dann in die Luft, in atembeklemmender symbolischer Feierlichkeit. Nur wer vom Mond käme, begriffe nicht, warum der Anblick der hinaufschwebenden Glocken die unten gassende Menge so erschüttert: ist es doch fast nie das Ereignis selbst, das uns erregt, sondern die Sekte der Begebenheiten, die zu ihm führten. Zwischen dem Herablassen der alten und dem Hinaufhissen der neuen Glocken: welch eine Zeit!

Neben mir steht ein Jüngling. Sein rechtes Bein ist verkrüppelt und er kam nur mit der Schutzspitze den Boden berühren, dennoch trägt er Touristengewand, Rucksack und Pickel und am Hut steckt ihm ein Edelweiß. Welch eine Bergleidenschaft muß der Krieg hier zerbrochen haben! „Wozu haben wir die Krone eigentlich g'fressen?“ brummt er vor sich hin, als endlich die Glocken hoch oben im Turmfenster verschwinden, „wenn's zu nichts anderem gut war, als daß wird statt bronzener stählerne Glocken haben?“

Sie läuten schon am selben Abend, sie läuten morgens, morgens und nachmittags, schlafen lassen sie weder Fromme noch Heiden. Sie freuen sich ihres Daseins etwas zu viel, denn so schön klingen sie nicht, daß man sich nicht bald an ihnen satthörte. Fahl, musikallos, stahlfarben, wie ihr Neuferees, ist auch ihr Ton. Armes Oesterreich, das man nicht einmal mehr seinen Gott durch Wohlklang zu seinen Gärten stimmen kann und das schließlich zufrieden sein muß, wenn das erste Geläute seiner neuen Glocken — klinge es auch noch **sonnlich** — nur auch wirklich Frieden bedeute!